

Zeitschrift: Jahrbuch Oberaargau : Menschen, Orte, Geschichten im Berner Mitteland

Herausgeber: Jahrbuch Oberaargau

Band: 39 (1996)

Artikel: "Hurnusse"

Autor: Gotthelf, Jeremias

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1071375>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Hurnusse»

Jeremias Gotthelf

Es war schon lange die Rede davon gewesen, dass die Bursche aus Ulis Gemeinde, die Erdöpfelkofer, mit den Brönzwyleren einen Wetthurnusset abhalten sollten. Das Hurnussen ist nämlich eine Art Ballspiel, welches im Frühjahr und Herbst im Kanton Bern auf Wiesen und Äckern, wo nichts zu verderben ist, gespielt wird, an dem Knaben und Greise teilnehmen. Es ist wohl nicht bald ein Spiel, welches Kraft und Gelenkigkeit, Hand, Aug und Fuss so sehr in Anspruch nimmt als das Hurnussen. Die Spieler teilen sich in zwei Partien, die eine hat den Hurnuss zu schlagen, die andere ihn aufzufangen. Der Hurnuss ist eine kleine Scheibe von nicht zwei Zoll im Durchmesser, in der Mitte etwas dicker als an den Rändern, welche abgerundet und zwei Linien dick sind. Derselbe wird mit schlanken Stecken von einem Sparren, der hinten auf dem Boden, vornen auf zirka zwei bis drei Fuss hohen Schwirren liegt, geschlagen, auf den er aufrecht mit Lehm angeklebt wird. Etwa zwanzig Schritte weit vor dem Sparren wird die Fronte des Raumes bezeichnet, innerhalb welchem der Hurnuss fallen oder abgetan werden muss. Dieser Raum oder dieses Ziel ist an der Fronte auch ungefähr zwanzig Schritte breit, erweitert sich nach und nach auf beiden Seiten, hat aber keine Rückseite, sondern ist in seiner Längenausdehnung unbegrenzt; soweit die Kraft reicht, kann der Hurnuss geschlagen werden. Innerhalb dieses Ziels muss nun der sehr rasch fliegende Hurnuss aufgefasst, abgetan werden, welches mit grossen hölzernen Schaufeln mit kurzen Handhaben geschieht. Fällt derselbe unabgetan innerhalb des Ziels zu Boden, so ist das ein guter Punkt. Wird er aber aufgefasst, oder fällt er dreimal hintereinander ausserhalb der Grenzen zu Boden, so muss der Schlagende zu schlagen aufhören. Die zwei Partien bestehen aus gleich viel Gliedern und schlagen und tun wechselseitig den Hurnuss ab. Haben alle Glieder einer Partie das Schlagrecht verloren, indem der Hurnuss entweder abgefasst worden oder aus-

ser das Ziel gefallen, so zählen sie die guten Punkte und gehen nun ins Ziel, um den Hurnuss aufzufassen, den nun die andere Partie schlägt, bis auch alle Glieder das Schlagrecht verloren. Welcher Partie es gelungen ist, mehr Punkte zu machen, den Hurnuss ins Ziel zu schlagen, ohne dass er abgetan wird, die hat gewonnen. Nun muss man wissen, dass dieser Hurnuss fünfzig bis siebenzig Fuss hoch und vielleicht sechs- bis achthundert Fuss weit geschlagen wird, und doch gelingt es bei geübten Spielern den Partien oft nicht, einen einzigen Punkt zu machen, höchstens zwei bis drei. Es ist bewunderungswürdig, mit welcher Sicherheit gewandte Spieler dem haushoch über sie hinfiegenden Hurnuss ihre Schaufel entgegenräder, wie man zu sagen pflegt, und ihn abtun mit weithin tönen-dem, hellem Klange; mit welcher Schnelligkeit man dem Hurnuss entgegenläuft oder rückwärts springt, um ihn in seinen Bereich zu kriegen. Denn, je gewandter ein Spieler ist, ein desto grösserer Raum wird ihm zur Bewachung anvertraut. Je gewaltiger einer den Hurnuss zu schlagen vermag, umso mehr müssen die Auffassenden im Ziel sich verteilen, so dass grosse Zwischenräume zwischen ihnen entstehen und auf den ge-flügelten Hurnuss eine eigentliche Jagd gemacht werden muss. Dieses Spiel ist ein echt nationales und verdient als eins der schönsten mehr Be-achtung, als es bisher gefunden hat. Dass es ein nationales ist, beweist das am besten, dass ein ausgezeichneter Spieler durch eine ganze Land-schaft berühmt wird und die Spieler verschiedener Dörfer ordentliche Wettkämpfe miteinander eingehen, wo die verlierende Partie der gewin-nenden eine Ürti zahlen muss, das heisst ein Nachtessen mit der nötigen Portion Wein.

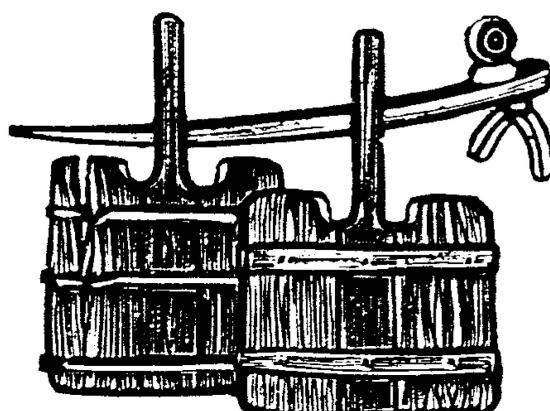
Zur Zeit, als die Erdöpfelkofer und die Brönzwylerer mit einander hurnus-sen wollten, war noch der Dorfhass in vollem Leben. Es war nämlich eine Zeit im Kanton Bern, wo jedes Dorf das andere hasste, jedes Dorf seinen Spottnamen hatte, wo dieser Hass bei jedem Tanz, an jedem Markt und zwischendurch im Jahr noch sehr oft mit Blut neu besiegt wurde, daher nie veraltete, sondern in seiner gleichen Schärfe von einem Geschlecht zum andern überging. Damals schlug man sich mehr als jetzt, es floss mehr Blut als jetzt; aber damals war es ein nationales Schlagen mit Schei-tern, Stuhlbeinen, Zaunstecken, und die harten Bernergrinden wurden wohl sturm davon, aber brachen nicht ein. Jetzt aber ist es mehr ein ban-ditenmässiges Morden, ein unnationales Messerbrauchen, und, je stump-fer das Schwert der Gerechtigkeit wird, desto schärfer werden die Mes-



ser, und, je feiger die Richter sind, desto frecher wird das Pack. Ach Gott, wenn doch so ein Richter durch seine vermeintliche Popularität hindurchsehen könnte, wie geehrt und beliebt er sich durch seine Feigheit macht, wie hoch ihn die Mit- und Nachwelt schätzt, wenn er jedem Spitzbuben, jedem Vieh herauszuhelfen sucht, ja dadurch so recht eigentlich zu ihrem Helfershelfer sich macht, er würde zittern und schlöttern vor Scham und Angst und doch vielleicht nicht anders können, von wegen seinen natürlichen Anlagen.

Schon lange hatten sie sich gegenseitig ausgetragen und verhöhnt, schon manches Loch in die Köpfe war geschlagen worden, ehe man dazukam, einen Tag zum Wettkampf anzusetzen. Nun entstand in beiden Dörfern ein reges Leben, jede Abendstunde wurde zur Vorübung benutzt. Die Alten brummten über viele Zeitversäumnis, sagten voraus, das werde eine schöne Geschichte absetzen, und doch nahmen sie eifrig teil an allem, nahmen selbst noch die Schaufeln zur Hand und probierten die Schlagstecken, wie sie sich in die Hand schickten, und was für einen Zug sie hätten, bis sie sich nicht enthalten konnten, den Hurnuss auch zu schlagen. Zugleich führten sie die Jungen aus, wie sie gar nichts mehr könnten, und wie die andern ihnen den Marsch machen werden, und doch liessen sich noch einige alte Berühmtheiten mit fast weissen Haaren erbitten, am ei-

gentlichen Kampfe teilzunehmen. Die Auswahl der Spielenden geschah mit der grössten Sorgfalt und nach langem Prüfen und Wägen; denn die Ehre des Dorfes stand auf dem Spiele, und es war lustig anzusehen, wie die Auserwählten sich ordentlich in die Brust warfen, die Nichterwählten aber sich klein machten und demütig zu den andern aufschauten. Unter den Auserwählten sollte auch Uli sein, denn für so ein Junger war er ein Meister, und wenn ihm schon im Schlagen noch hie und da ein Streich fehlte, so war er doch im Abtun, wo es Springen und Werfen galt, einer der Tüchtigsten. Sein Meister riet ihm ab, die Wahl anzunehmen. Das sei nicht für ihn, sagte derselbe. Verliere seine Partie, so komme er unter fünfundzwanzig bis dreissig Batzen nicht daraus. Das sei noch das wenigste. Am Abend gebe es Streit, und, was dann das kosten werde, das wisse man nicht voraus. Wenn es bös gehe, so könne es zu Leistungen kommen, und man habe Beispiele, dass so ein Streit viele hundert Kronen gekostet habe. Das sei für reiche Bauernsöhne, welche gerne ihre Neutaler sonneten, und denen ihre Alten nichts darauf hätten, wenn sie nicht alle halben Jahre eine Ausmacheten hätten, wenn sie nicht während ihrer ledigen Zeit einige hundert Neutaler an Schmerzensgeld und Bussen zahlen müssten. Ob solchem sei schon mancher Bauer arm geworden; ein Knechtlein vermöge es vollends nicht. Er solle daher zurückbleiben, meinte der Meister, es könnte ihn sonst um manches Jahr zurückschlagen, ja machen, dass er nie mehr ins Geleise käme. Den Uli dünkte, was der Meister sagte, gar vernünftig, obgleich es ihn hart hielt, nicht an der Ehre teilzunehmen, an jenem Sonntag vor der grossen Zuschauerschaft als ein bewährter Hurnusser aufziehen zu können. Er ging den nächsten Abend hin, um abzusagen. Natürlich nahm man sein Wort nicht gerne an, und





unglücklicherweise war gerade jener oben genannte Nachbar auch dabei. Nachdem man lange umsonst in Uli gedrungen war, nahm jener Nachbar ihn nebenaus und stellte die Sache nun anders dar.

Der sagte nun dem Uli, wie es seinem Meister nur darum zu tun sei, dass er ihm nicht etwas versäume, und dass er nicht etwa einen Abend für ihn füttern müsse. Er kenne den Bodenbauer von Jugend auf, sagte er. Das sei ihm der grösste Fuchs und scheinheiligste Ketzer unter der Sonne, und so wie er wisse keiner die Diensten auszunutzen. Da gebe er ihnen alles mögliche an und stelle sich lauter gutmeinend, nur um sie zu Haufe zu behalten, damit keiner einen Augenblick versäume und er sie brauchen könne Tag und Nacht. Auch wolle er nicht, dass sie mit andern Leuten Gemeinschaft hätten und Bekanntschaft machten, damit sie nicht vernähmten, wieviel Lohn man hier oder dort gebe, wie gut man es hätte usw. So mache er es allen seinen Diensten, und wenn er einen recht ausgenutzt habe, ihm alles aufgebürdet und der etwas mehr Lohn wolle, so jage er ihn fort und stelle wieder einen wohlfeilern an. Jetzt wolle er nur nicht, dass Uli gute Kameradschaft mache mit reichen Bauernsöhnen und dadurch vielleicht sein Glück machen könne, man wisse nicht, wie.

Er, Uli, solle nur dem Meister sagen, man hätte ihn nicht loslassen wollen. Es sei ihm nützlicher, der Meister brumme ein wenig, als wenn die ganze Dorfschaft ihn zHass ergreifen würde. Uli schwankte, gab nach; solche Worte fanden noch Glauben bei ihm, zudem gefiel ihm die Kameradschaft mit reichen Bauernsöhnen; er wusste nicht, dass auch hier das Sprüchwort giltet, es sei bös, mit grossen Herren Kirschen essen, weil sie einem gerne Steine und Stiele ins Gesicht würfen, das Fleisch aber behielten. Wer mit Höhern ohne eigenen Schaden umgehen will, muss sehr klug sein; sonst wird er missbraucht, muss die Ehre teuer bezahlen und wird am Ende doch mit Spott und Hohn weggeworfen, wenn man seiner satt hat oder ihn nicht mehr zu brauchen weiss, oder wenn er sich einfallen lässt, Ansprüche zu machen. Das ist ganz akkurat gleich zu Erdöpfelkofen wie zu Paris, zu Brönzwyler wie zu Bern.

Als Uli dem Meister sagte, er müsse doch mithalten, man wolle ihn nicht loslassen, so erwiderte dieser wenig darauf, nur ermahnte er Uli, dass er sich wohl in acht nehmen möchte; es wäre ihm leid, wenn er in Ungelegenheit käme und wieder ans alte Ort. Diese Milde rührte Uli fast, und beinahe wäre er jetzt noch zurückgegangen, aber die falsche Scham war härter in ihm als die gute Regung.

Der ersehnte Sonntag brach endlich an, und mit ihm nahm manchem eine schlaflose Nacht ihr Ende. Wenige hatten Zeit, die Kirche zu besuchen; alle Teilnehmer mussten sich rüsten, Schaufeln probieren, Stecken fecken, die andern hatten ihnen zu helfen, und alle Weiber mussten das Mittagsmahl wenigstens eine halbe Stunde früher bereit halten als sonst, was für die einen eine schwere Aufgabe war, welche Fleisch im Hafen hatten, das drei Jahre im Kamin gehangen und von einer Kuh gekommen war, welche, wenn sie eine Frau gewesen, fast gar zur goldenen Hochzeit gekommen wäre.

Anmerkung der Redaktion zum Text

Die vorangehende «poetische Einführung» zum Jahrbuch Oberaargau 1996 ist ein Ausschnitt aus dem 6. Kapitel «Wie das Hurnussen dem Uli vom Unkraut hilft» in Gotthelfs Roman «Uli der Knecht» (1840 geschrieben, 1841 erschienen). Der Text entspricht der Gotthelf-Ausgabe des Rentsch-Verlages. («Sämtliche Werke in 24 Bänden und 18 Ergänzungsbänden», Erlenbach 1911–77).



Walter Muschg schreibt zu «Uli der Knecht»: «Der *Uli* steht am Eingang von Gott helfs meisterlicher Zeit, der ersten Hälfte der 1840er Jahre. Damals begann er Werk um Werk wie im Spiel hervorzubringen. Aber diese dritte unter seinen grossen Erzählungen blieb doch sein klassisches Buch, ein zweiter Erstling, weil er in ihr zum erstenmal seinen tiefsten Gedanken, das rechte Leben, in seinem ihm vorbestimmten Stoff, dem Bauerntum, darstellte: wie Uli, der Knecht, glücklich wird.

Schon im Vorwort zum *Bauernspiegel* hatte er versprochen, einmal auch die «Sonnseite» des Bauernlebens zu zeigen. Aber die Erfüllung dieses Versprechens, wie der *Uli* sie brachte, hing nicht allein von seinem Willen ab, sondern ist nur durch eine Wandlung in ihm selbst zu erklären. Die beiden ersten Bücher waren anklägerischer Art und sehr persönlich gefärbt gewesen. Der *Uli* spricht in grosser Ruhe und Sachlichkeit. Er zeichnet nicht mehr hauptsächlich die Schäden der Welt und die Fehler der Menschen, sondern das vollkommene Leben. Er bejaht das Dasein von Grund auf und ist erfüllt von einer tiefen Heiterkeit. Er verhält sich zum *Bauernspiegel* wie der *Wilhelm Meister zu Werthers Leiden*. Was uns der Name Gotthelf bedeutet, erscheint im Grund doch erst hier.» (W. Muschg: Jeremias Gotthelf. Eine Einführung in seine Werke. Bern 1954).

Anmerkung der Redaktion zu den Illustrationen

Die Holzstiche von Emil Zbinden stammen aus der Gotthelf-Ausgabe der Bücher-gilde Gutenberg («Gildenbibliothek der Weltliteratur»). Es handelt sich um eine freie Auswahl von Stichen in «Uli der Knecht». Von 1936 bis 1953 schuf Zbinden 911 Holzstiche für die 16 Bände des Büchergilde-Gothelfs. «Es waren die besten 17 Jahre meines Lebens», sagte er selber später über diese Werk-Zeit. Fast alle Vorlagen konnte Zbinden «draussen skizzieren und zeichnen, im Emmental, im Oberaargau, im Solothurnischen und an all den anderen Schauplätzen», schreibt Rea Brändle in: Emil Zbinden, Landschaften und Menschenbilder, Holzschnitte zu Jeremias Gotthelf und C. A. Loosli. Limmat Verlag Zürich 1988. Über Emil Zbinden siehe auch bei Alfred A. Hässler in Jahrbuch Oberaargau 1983.

Verdankung

Die Holzstiche von Emil Zbinden werden reproduziert mit freundlicher Erlaubnis durch Limmat Verlag Zürich (Emil Zbinden, Landschaften und Menschenbilder, Holzschnitte zu Jeremias Gotthelf und C. A. Loosli, Zürich 1988) und Dr. Karl Zbinden, Bern, dem wir insbesondere die Überlassung des Monatsblattes «August» verdanken (Frontispiz).